

DEMOKRATIE UND GLOBALISIERUNG Fundiertes Wissen statt moralischer Kritik liefert „Vom Imperialismus zum Empire“. Ein gutes Begleitbuch zur Praxis der Globalisierungskritik

Schluss mit dem Gejaule

VON DETLEV CLAUSSEN

Dieses Buch kommt spät, sehr spät, aber es kommt noch rechtzeitig. „Vom Imperialismus zum Empire“ setzt eine Welt voraus, in der eine neoliberale Weltsicht alternativlos herrscht, aber das Desaster der Delegitimierung durch die Krise noch nicht erfahren hat. Alle Argumente dieses Bandes werden inzwischen durch die gesellschaftliche Wirklichkeit unterstrichen. Die Herausgeber Shalini Randeria und Andreas Eckert haben nicht einfach Tagungsbeiträge zusammengetragen und zwischen zwei Buchdeckel geklemmt. Nein, hier haben die Herausgeber wirklich ihren Namen verdient und auf dem internationalen Wissenschaftsmarkt Aufsätze ausgegraben, die man nicht so leicht findet, wenn man die Autoren nicht schon kennt.

Neue Sichtweisen

Andreas Eckert hat als Historiker des Kolonialismus seine Verdienste, und Shalini Randeria hat dem deutschen nationalge-schichtlich verengten Blick auf

die Welt eine kosmopolitane soziologische Perspektive entgegengesetzt, die nicht mehr die alte paternalistische linke Sichtweise von Erster und Dritter Welt akzeptiert.

Gerade die Kombination von historischer Kenntnis und soziologischer Gegenwartsanalyse er-

mehrt ausreicht, um eine Kritik der Gegenwart zu liefern. Shalini Randeria und Andreas Eckert versprechen nichts, aber sie liefern die Möglichkeit neuer Einsichten für eine demokratische Kritik der Gegenwartsgesellschaften. Randeria bringt es in ihrem Einzelbeitrag auf den

ist wie in der autoritären Putin-Demokratie.

Das Herzstück des Bandes besteht aus drei Studien von Teivo Teivainen, Ivan Krastev und Timothy Mitchell über das Wirken der Bretton-Woods-Institutionen IWF und Weltbank und ihrer konkreten Politiken, der Antikorruptions- und Entwicklungspolitik im Besonderen. Die internationalen Institutionen werden aber nicht in altlinker Manier verschwörungstheoretisch angeklagt, sondern es wird das widersprüchliche Potenzial eines Anspruchs auf internationale demokratische Kontrolle und einer neoliberalen ökonomischen Arkanpraxis aufgezeigt, die an einen desaströsen Endpunkt gelangt ist. Die alte ökonomische Weltordnung ist zwanzig Jahre nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus am Ende; die Notwendigkeit, nun auch den Westen bewusst zu verändern, wird überdeutlich.

Die Dritte Welt gibt es schon längst nicht mehr. China, Indien, Brasilien unterscheiden sich von Irak und Burkina Faso substantiell. Eine Kritik am internati-

onalen ökonomischen Regime muss dem Rechnung tragen. Auch hier gebührt dem Band ein Verdienst, nämlich den Blick nicht nur auf die aufsteigenden Schwellenländer Südasiens zu richten, sondern auf ein besonderes Objekt internationaler Rohstoffbegierden, das zur politischen Emanzipation unfähig erscheint: Afrika.

Ende der Dekolonisation

Am Exempel Afrikas wird Durch Frederick Cooper und Kevin C. Dunn der eurozentrischen Sozialwissenschaften endlich etwas an die Seite gestellt, das den neuen gesellschaftlichen Realitäten nach dem Ende der Dekolonisationsperiode entspricht.

Das Versagen der afrikanischen Eliten muss zum Gegenstand einer selbstkritischen Reflexion werden, ohne den Kolonialismus posthum entschuldend zu wollen. Die Rolle der USA, die in Afrika einen Kolonialismus ohne Kolonien betrieben hat, steht ebenso zur Disposition wie das Wirken von NGOs, die sich zum Träger antietatistischer Ideologien und Praktiken machen.

Wer mehr wissen will über die Praxis der Globalisierung, die bisher nur Schlagwort geblieben ist, der greife zu diesem Suhrkamp-Bändchen, das in die Reihe der besten Editionsbücher gehört, die einst begleitende Handbücher politischer Praxis wurden: Herbert Marcuses „Kritik der repressiven Toleranz“ oder Jürgen Horlemanns und Peter Gängs „Vietnam. Genesis eines Konflikts“, um nur zwei längst vergessene Beispiele zu nennen. Randeria und Eckert liefern kritisch gesichtetes Material für eine Erkenntnis der Gegenwart, die dem Gejaule über die Schlechtigkeit der Welt endlich fundiertes Wissen entgegengesetzt, das an der gesellschaftlichen Realität anknüpft, um sie zu verändern und nicht um ihr abstrakte Normen einer Antiglobalisierungsmoral entgegenzuhalten.

■ Shalini Randeria, Andreas Eckert (Hg.): „Vom Imperialismus zum Empire“. Frankfurt am Main 2009, 339 S., 14 Euro



ANZEIGE

komische oper berlin

Armida
 Oper von Christoph Willibald Gluck
 Inszenierung ... Calixto Bieito
 Am ... 11./19./29. Dezember 2009
www.komische-oper-berlin.de 030.47.99.74.00

möglicht es, die Frage nach der Genese einer seit zwanzig Jahren scheinbar alternativlos globalisierten Welt zu stellen. In ihrer lesernwertem Einleitung formulieren Randeria und Eckert die gesellschaftlichen Widersprüche, ohne einfach nur die Schlagworte des Antiglobalisierungsdiskurses zu wiederholen. Es wird einem schnell klar, dass die alte Imperialismustheorie nicht

Punkt: „Wir leben in paradoxen Zeiten. Gegenwärtig geht die erfolgreiche globale Ausbreitung der formalen Demokratie Hand in Hand mit der Aushöhlung ihrer formalen Substanz.“

Sie weiß dies am Beispiel Indiens zu konkretisieren, was aber keineswegs nur für Indien gilt, sondern seit Guantánamo im Herzland des demokratischen Westens ebenso zu beobachten



Realität der Globalisierung: Lesothos größte Bekleidungsfabrik ist ein chinesisches-taiwanisches Unternehmen Foto: Francesco Zizola/NOOR/laif

STEUERNDER STAAT Der Wirtschaftsweisen Peter Bofinger erklärt in seinem Buch „Ist der Markt noch zu retten?“, warum Ludwig Erhards alte Maxime die richtige Antwort auf die Weltwirtschaftskrise ist

Wohlstand für alle ist möglich

Es ist eine überraschende Einsicht, die die gegenwärtige Weltwirtschaftskrise für uns parat hält: nationalstaatliche Wirtschaftspolitik in der Epoche der Globalisierung ist keineswegs von gestern. Mehr als ein Jahrzehnt galt das Mantra, dass Keynesianismus in der Globalära nicht mehr funktioniert, die Regierungen keine Instrumente für eine makroökonomische Globalsteuerung hätten und Volkswirtschaften in einem Wettbewerb zueinander stünden, der sich von dem zwischen Schuhfabrikanten nicht unterscheidet. Damit die Lohnkosten für die Unternehmer fallen, müssten Steuerdumping betrieben, die

Staatsquote zurückgefahren und Sozialleistungen beschnitten werden. Nur so könne man noch wettbewerbsfähig bleiben in der Konkurrenz mit China, Brasilien oder dem polnischen Klemptner.

Jetzt sieht man plötzlich, wie wenig daran wahr war. Die Staaten legen Konjunkturprogramme auf, und keineswegs ist es so, dass „die Wirtschaft“ allein in „der Wirtschaft“ gemacht wird. Selbstverständlich ist es besser, wenn so viel wie möglich international koordiniert wird und einiges – allen voran die Geldpolitik der EU – sind sowieso nur mehr transnational möglich. Aber die Regierungen haben

Möglichkeiten – um es vorsichtig auszudrücken.

„Zu den überraschenden Befunden dieses Jahrzehnts zählt die Erkenntnis, dass es durch die Globalisierung zu keinem Steuerschwund des Nationalstaates gekommen ist“, schreibt Peter Bofinger in seinem neuen Buch „Ist der Markt noch zu retten?“. Der Staat schrumpfte da, wo das politisch gewollt war. Punktum.

Bofinger, seit seinem Einzug in den Rat der „Wirtschaftsweisen“ einer von Deutschlands Star-Ökonomen, mahnt leidenschaftlich zur Umkehr. Er möchte zurück zur „sozialen Marktwirtschaft“ à la Ludwig Erhard und seiner Maxime, dass staatli-

che Wirtschaftspolitik „Wohlstand für alle“ herstellen soll. Das ist, so Bofinger, auch unter Bedingungen der Globalisierung möglich, wirtschaftlich nützlich, unter sozialen Gesichtspunkten gerecht und unter demokratischen Gesichtspunkten unabdingbar. „Lohnzurückhaltung und der Abbau sozialer Sicherheitsnetze haben das von Ludwig Erhard geprägte Modell der sozialen Marktwirtschaft erheblich in Misskredit gebracht.“ Verdruss an Staat und Demokratie seien die Folge.

Weniger Staat mag Unternehmen kurzfristig nützen – aber sehr schnell kann ein Zuviel an Markt auch die Marktwirtschaft

zerstören. Das sei die zentrale Lehre der Kernschmelze an den Finanzmärkten. Wenn mächtige Wirtschaftslobbys dem Staat immer mehr Freiheiten abkämpfen, ist das ein zweifelhafter Sieg. So kämpfen die amerikanischen Investmentbanker „mit großem Erfolg“ gegen staatliche Regulierungen. Bofinger: „Heute gibt es keine Investmentbanken mehr.“ Gegen die Krise, so Bofinger, hilft ein steuernder Staat, der sich wieder an eine alte Maxime hält: Wohlstand für alle. Denn: Geht's uns allen gut, geht es auch der Wirtschaft gut. **ROBERT MISIK**

PETER BOFINGER

IST DER MARKT NOCH ZU RETTEN?
 WARUM WIR JETZT EINEN STARKEN STAAT BRAUCHEN

■ Peter Bofinger: „Ist der Markt noch zu retten? Warum wir einen starken Staat brauchen.“ Econ, Berlin 2009, 253 S., 19,90 Euro



Glücksstreben und Fußmassagen

„Where is my fuckin' happiness?“, fragt Tony Soprano, der Tony Soprano aus der TV-Serie „The Sopranos“, seine Psychotherapeutin. Schließlich sei doch in den USA das Glück verfassungsmäßig garantiert, beschwert er sich. Nein, antwortet Dr. Melfi, nicht das Glück, sondern nur das „Streben nach Glück“ sei staatlich verbrieft. Dass ausgerechnet ein Mafiaboss an den Staat appelliert, ist das hübsche Paradox in dieser fiktiven Geschichte.

Tony Soprano könnte aber stellvertretend für alle stehen, die derzeit all ihre Hoffnungen auf eine Renaissance des Sozialstaats setzen. Denn wer sein verdammtes Glück von ein paar lumpigen Zuteilungen aus dem gesellschaftlichen Reichtum abhängig macht, wird schnell enttäuscht sein und braucht neben einem guten Schulden- bald auch einen guten psychologischen Berater.

Nun haben wir seit geraumer Zeit Krise; doch noch bevor sie so richtig in die Depression führen konnte, war die Krise als Chance und Kreativitätsfeld entdeckt. Umbaupläne, Reformansätze, neue Denk- und Handlungsmodelle einer ökosozialen Marktwirtschaft wurden aufgetan, um einen neuen, einen besseren Kapitalismus zu schaffen. Freilich kommt die schwarz-gelbe Koalition diesen visionären Projekten ein wenig in die Quere. Und jetzt verkündigte der Einzelhandel auch noch die frohe Botschaft: „Die Krise macht Weihnachtspause.“ Und die geschönten Arbeitslosenzahlen dienen ebenfalls dazu, das Krisenmonster als harmloser denn befürchtet darzustellen.

Fast könnte man Mitleid haben mit der Krise, scheint sie sich doch in eine tiefe Krise gestürzt zu haben, oder wie die FAZ so schön dichtete: „In der Krisenkrise“ zu sein. So einfach wird sich die Krise aber nicht geschlagen geben und deswegen hier zwei Tipgeber: Christian Felber: „Kooperation statt Konkurrenz. 10 Schritte aus der Krise“ (Deutsche 2009). Sein Tipp: „Kleine Schritte im unmittelbaren Lebensumfeld setzen.“ Roger de Weck: „Nach der Krise. Gibt es einen anderen Kapitalismus?“ (Carl Hanser Verlag 2009). Sein Tipp: „Eigeninitiative“.

Wenn es hilft, befolgen Sie diese Tipps. Genauso gut könnten Sie es aber auch mit dem Zynismus aus Woody Allens neuem Film „Whatever works“ halten: „Wenn Sie zu jenen gehören, die sich wohlfühlen wollen, dann lassen Sie sich eine Fußmassage verschreiben.“

■ Die Autorin ist Kulturredakteurin der taz Foto: privat

ANZEIGE

Gezeigt getan. Der Klassiker der Theater-Improvisation: Interaktives Business-Theater. Event-Auftritte. Freestyle-Management-Training. www.theaterpost-berlin.de